

Predigt über Markus 12,1-12

Reminiscere, 8. März 2009, St. Matthäus

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Das ist ja gründlich schief gegangen. So könnte man den Gewaltexzess, von dem das Gleichnis von den bösen Winzern erzählt, zusammenfassen. Wie ein im wahrsten, im schauerlichen Sinn „roter Faden“ zieht sich eine Blutspur durch diese brutale Geschichte. Gewalt gebiert immer nur wieder Gewalt und führt schließlich ins Chaos. Das ist schon die Botschaft, der Orestie, jener dreiteiligen griechischen Tragödie des großen Dichters Aischylos aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. Agamemnon, König von Argos, opfert seine Tochter Iphigenie und wird daraufhin selbst von seiner Frau Klytaimnestra, der Mutter Iphigenies, getötet. Schließlich bringt Iphigenies Bruder Orestes seine Mutter und deren Geliebten Aigisthos um. Die Inszenierung der Orestie im Deutschen Theater vor einigen Jahren brachte das Blutbad drastisch auf die Bühne. Während des gesamten Stücks schleppte sich der sterbende Argos auf dem Boden liegend von der einen Bühnenseite auf die andere und zog dabei eine breite Blutspur hinter sich her.

Gewalt gebiert Gewalt, so ist es auch im Gleichnis von den Winzern aus dem Markusevangelium. Der Plan, den Weinberg an sich zu bringen und dabei auch vor Mord und Totschlag nicht zurückzuscheuen, führt nicht zum erwünschten Ziel – im Gegenteil. Der Besitzer des Weinbergs schlägt brutal zurück, auf den mehrfachen Mord folgt die verdiente Vergeltung, am Ende gibt es nur noch Leichen, kein Leben, nirgends. Was ist die Botschaft dieser Mordgeschichte? Ein Plädoyer für die Abschaffung der Todesstrafe? Eine Mahnung zur gewaltfreien Konfliktbewältigung?

Ein Aufruf, die eigenen Interessen nicht rücksichtslos durchzusetzen, weil die Strafe schon auf dem Fuße lauert? Oder – gerade umgekehrt – eine Solidaritätsbekundung mit den Pächtern, die abhängig sind von den Launen eines nur auf seinen Vorteil bedachten Weinbergsbesitzers?

Kein Zweifel, dieses Gleichnis irritiert in hohem Maße. Lesen wir es als Geschichte darüber, wie Gott mit dem jüdischen Volk umgehen wird, das seinen geliebten Sohn getötet hat – und das ist eine sehr verbreitete Lesart – geraten wir gleich mehrfach ins Dilemma. Schreiben wir nicht so eine antijüdische Auslegung des Gleichnisses fort und leisten dem christlichen Antijudaismus Vorschub, zugleich aber der Aussöhnung von Christen und Juden einen Bärendienst? Sehen wir in dem Weinbergbesitzer ein Bild für Gott – lassen wir uns dann nicht auf ein geradezu erschreckend brutales Gottesbild ein – ein Gott, der irgendwann genug hat, sich nicht endlos provozieren lässt und dann ohne jede Gnade zuschlägt?

So einfach kommen wir nicht aus dem moralischen Dilemma. Es lassen sich gute Argumente finden, die all das unterstützen. Der „geliebte Sohn“ im Gleichnis ist sicher eine Anspielung auf Jesus, denn den hatte Gott schon bei seiner Taufe genau so, als seinen „geliebten Sohn“, bezeichnet. Der Weinberg steht für Israel, das wissen wir aus dem Alten Testament, und daran denkt sofort jeder, der mit der biblischen Tradition einigermaßen vertraut ist. Und Gott als Besitzer, der von seinem Weinberg Israel enttäuscht ist – auch das ist ein vertrautes Bild. Das Gleichnis von den brutalen Pächtern lässt sogar einen Text des Propheten Jesaja anklingen: ein Lied über einen mit viel Sorgfalt und Liebe angepflanzten und gehegten Weinberg, der dennoch nur schlechte Früchte produziert und darum schließlich wüst und leer darniederliegt.

An Irritationen fehlt es also nicht. Was ist die Botschaft der neutestamentlichen Orestie von den mörderischen Pächtern? Nähern wird uns dem dramatischen Geschehen auf drei Wegen.

Fragen müssen wir zuerst, wie realistisch diese Geschichte eigentlich ist. Wirkt das Ganze nicht reichlich konstruiert, in hohem Maße unwahrscheinlich, bis zur Absurdität gesteigert? Wer schickt schon immer wieder neue Sklaven und schließlich sogar seinen eigenen Sohn, wenn er doch längst weiß, wes Geistes und wozu in der Lage die Pächter sind, mit denen er es zu tun hat? Was haben sich die Pächter eigentlich von ihrem Tun erhofft? Meinten sie wirklich, exzessive Brutalität würde sie in den Besitz des Weinbergs bringen? Und schließlich: Was soll die ganze Veranstaltung des Verpachtens, Außer-Landes-Reisens und Früchteinforderns überhaupt?

Jedoch: Das Szenario ist so unwahrscheinlich nicht, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Verpachtung landwirtschaftlicher Domänen, deren Besitzer irgendwo im Ausland lebten, war in der Antike durchaus verbreitet. Nicht erst seit die Copacabana und die Strände Kaliforniens nur noch wenige Flugstunden entfernt sind, haben die Wohlhabenden dieser Erde entdeckt, wo es sich gut leben lässt, wo die Steuern niedrig sind und die Lebensqualität hoch. Vielleicht sitzt unser Weinbergsbesitzer in einer solchen Steueroase, in einer Stadt mit attraktivem gesellschaftlichem und kulturellem Leben, und lässt die Einkünfte seiner Besitzungen von dafür zuständigen Dienstboten eintreiben. Die Annehmlichkeiten eines Theaterbesuchs und eines Symposiums mit anregenden Gesprächen und ebensolchen Getränken zu genießen, steht dem Besitzer unseres Weinbergs besser an, als sich in der staubigen Hitze irgendwo im Hinterland von Galiläa mit unwilligen Dienstboten und gewalttätigen Pächtern herumzuschlagen.

Versetzen wir uns nun in die Lage der Pächter, als der erste Abgesandte aus der mondänen Stadt am Meer zu ihnen kommt und die Pacht von ihnen fordert. Die Atmosphäre ist gespannt vom ersten Augenblick. Schon als er ihre kalten Blicke sieht, ihre von langen Monaten harter Ar-

beit gegerbten Hände und die gebeugten Rücken, schwant ihm nichts Gutes. Der Versuch, sie zur Abgabe des vereinbarten Anteils vom Ertrag zu bewegen, endet im Fiasko. Nicht einmal ausreden lassen sie ihn, ihre geballte Aggression bekommt mehr als deutlich zu spüren, kaum dass er sich dem Weingut nähert. Mit Knüppeln und bloßen Fäusten jagen sie ihn davon, und ihm bleibt nichts übrig, als unverrichteterdinge und übel zugerichtet zu seinem Herrn zurückzukehren. Der versucht es wieder und noch einmal, an seinen Anteil zu kommen. Schließlich ist der Weinberg sein Eigentum, und die Abgabe eines Teilertrags war Bestandteil der Vereinbarung mit den Pächtern.

Dass sich die Verhältnisse in dieser Weise gestalten konnten, ist durch antike Quellen vielfach belegt. Pächter beschwerten sich bei Verwaltern über die zu hohen Abgaben, die sie entrichten sollten, sie verlangten eine Minderung der Abgabenlast und konnten die Ablieferung der Erträge auch schon einmal verweigern und die mit der Eintreibung Beauftragten davonjagen. Das Gleichnis hat also einen durchaus realistischen Hintergrund. Wenn man es zur Zeit Jesu hörte, wird man sofort an solche Vorgänge erinnert und fragt sich: Wie sind Recht und Unrecht hier verteilt? Sind die Pächter wirklich so eindeutig zu verurteilen – oder kann man nicht Verständnis haben für ihre Lage und die Reaktion, zu der sie sich provoziert fühlen? Freilich bleibt es dabei: Die Spirale der Gewalt beendet das ganze Drama auf nicht vorhergesehene und ungewollte Weise. Der Protest gegen die zu hohen Abgaben rechtfertigt nicht den vielfachen Mord. Am Ende sind sie selbst nicht nur die Verlierer, sondern bekommen ihr Tun mit gleicher Münze heimgezahlt.

Soweit der erste Zugang. Er führt uns hinein in eine Welt, die geprägt ist vom harten Verteilungskampf um Macht, Ressourcen und Anteil am wirtschaftlichen Ertrag. Wem klingeln da nicht die Ohren in einer Zeit, in der die vermeintlich so hehren Gesetze der Marktwirtschaft in sich zusam-

menfallen wie Kartenhäuser und der nackte Kampf ums Überleben allerorten ausbricht. Das ist der zweite Zugang zum mörderischen Drama vom Weinbergbesitzern und seinen Pächtern. Die Geschichte enthält eine unerwartete, auf den ersten Blick gar nicht ins Auge fallende Dimension. Der Widerstand der Pächter – so unverzeihlich seine Auswüchse auch sein mögen – ist vielleicht gar nicht so unverständlich und verwerflich, wie er sich im ersten Anflug moralischer Entrüstung ausnehmen mag. Lesen wir ihn im Licht von Protesten der Arbeiter bei Opel in Eisenach, Antwerpen, Bochum oder Rüsselsheim, gewinnt er ein anderes Gesicht. Jahrelange Arbeit für die Firma, immer die Spiele der *global player* und die exorbitanten Managergehälter mitgetragen, im Vertrauen darauf, dass schon verantwortlich handeln wird, wer Verantwortung übernommen hat – und jetzt das. Die eigene wirtschaftliche Existenz, über 15, 20 Jahre aufgebaut, löst sich auf in Spekulationswolken, verzockt am Markt der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten, und plötzlich lassen uns Worte wie Insolvenz und Enteignung erstarren, die man zuvor nicht in den Mund genommen hätte, wenn es um DAX-notierte Unternehmen ging.

Die Faust ballt sich in der Tasche, die Stirn legt sich in Zornesfalten – und wer wollte es denen verdenken, die wieder einmal den Kürzeren ziehen, wenn sie Rechenschaft von denen fordern, die jetzt nach Steuergeldern rufen.

Doch wieder fällt uns Jesus ins Wort mit dem Hinweis auf die Blutspur, die hinterlässt, wer Unrecht und fehlende Verantwortung mit gleicher Münze heimzahlen will. Die Spirale der Gewalt kann nur gestoppt werden, wenn man ihre unselige Logik erkennt und durchbricht. Es ist schon wahr, dass es berechtigten Zorn gibt, auch und gerade im Namen des Evangeliums. Der Zynismus schreit zum Himmel, dass sich die Pflege älterer Menschen und die Betreuung Behinderter „rechnen“ muss, wie die

Betreiber der entsprechenden Einrichtungen ohne jeden Anflug von Scham verkünden. Aber lassen wir uns nicht verhärten und verbittern. Dem Unrecht widersteht, wer es ins Leere laufen lässt. Die eigentliche Frage, die uns die letzten Wochen und Monate aufgeben, ist darum auch nur sehr selten zu hören. Diese Frage lautet nicht, wie wir so schnell wie möglich wieder dahin kommen, wo wir vorher waren, damit wir da weitermachen können, wo wir aufgehört hatten. Wo waren wir doch gleich stehen geblieben? Nein, diese Frage muss lauten, wo eigentlich Ethos und Verantwortung verankert sind in einer Wirtschaftsordnung, die sich dem Wachstum wie einem Fatum verschrieben hat, ohne dass es kein Überleben zu geben scheint und das doch täglich so viele das Überleben kostet.

Man muss aufpassen, nicht in eine Falle zu tappen beim Gleichnis vom Blutbad im Weinberg. So einfach lassen sich Recht und Unrecht oft nicht auseinander dividieren, und auch hier liegen die Dinge komplizierter und so gar nicht an der Oberfläche. Die mörderischen Pächter müssen nicht immer die anderen sein. Mit dieser Selbstgerechtigkeit haben wir uns längst verstrickt in die unheilvolle Dynamik, die Welt in Gut und Böse einzuteilen und blind zu sein für den Balken im eigenen Auge.

Ich sehe sie vor mir, die Soldaten, die monatelang in der irakischen Wüste gehaust haben, den Feind vor Augen und die Angst im Nacken, nunmehr gezeichnet für den Rest ihres Lebens. Der Kampf gegen die vermeintliche Achse des Bösen hat nicht Frieden gebracht, aber viele auf lange Zeit körperlich versehrt und seelisch verstört. Immer zu wissen, wo das Gute ist und wo das Böse, auch das lernen wir aus dem Gleichnis Jesu über die skrupellosen Pächter, macht hartherzig, intolerant und gewalttätig. Aufmerksam und sensibel für das Unabgegoltene, kritisch gegenüber dem eigenen Urteil bleibt dagegen, wer sich irritieren lässt von den Maßstäben, die Jesus mit dem Gleichnis setzt. Maßstäbe, die Gewalt

und Feindschaft mit einer ganz anderen Botschaft entgegentreten. Maßstäbe, die wir zuerst an uns selbst anlegen müssen, bevor wir andere daran messen. Maßstäbe, die danach fragen, wie es *bei uns* bestellt ist mit der Bereitschaft, über den Horizont unserer eigenen Interessen hinauszudenken und nicht peinlich darauf zu achten, dass vor allem wir selbst nicht zu kurz kommen. Und so finden wir uns plötzlich wieder in der Rolle der Pächter, über die wir nicht zu Gericht sitzen, sondern die uns den Spiegel vorhalten, in dem wir unsere eigene Lieblosigkeit und Intoleranz erkennen.

Das ist die dritte Dimension der Erzählung vom grausigen Geschehen im Weinberg. Allzu lange haben wir es uns in der christlichen Tradition mit einer Auslegung bequem gemacht, die genau wusste, wo die Fehler der anderen zu suchen und zu finden sind. Und es ist ja auch einfach, auf den geschichtlichen Hintergrund zu verweisen, wenn man selbst ungeschoren aus der Sache herauskommt. Es ist schon wahr: Jesus erzählt das Gleichnis nicht irgendwo und irgendwem. Die geschilderte Szene spielt sich im Jerusalemer Tempel ab. Jesus trifft dort auf das jüdische Establishment: Priester, Schriftgelehrte, Älteste, die ganze Prominenz ist versammelt, Bischofskonferenz würden wir das heute nennen, vielleicht auch Bischofsdinner. Zur Diskussion steht die Frage, wie der dahergelaufene Wanderprediger aus der galiläischen Provinz eigentlich dazu kommt, in derart provokativer Weise mit ihnen zu reden. Die hohen Herren – Damen werden kaum darunter gewesen sein – verstehen sehr gut, dass Jesus mit dem Gleichnis auf sie und die Art und Weise zielt, in der sie sich als Volkes Elite gerieren. Darum wollen sie ihn festsetzen, wie es am Ende des Gleichnisses heißt. Das zumindest kann man ihnen zugute halten: Dass die grausige Geschichte, die Jesus da erzählt, auf sie gemünzt ist, haben sie genau gespürt. Verstehen wir auch, dass wir angesprochen

sind – nicht als die, die immer schon auf der richtigen Seite stehen, sondern als die, die von Jesus herausgefordert werden?

Das ist ein starker Widerhaken gegen eine Auslegung, die hier die Juden verurteilt sehen will, die Jesus abgelehnt und schließlich sogar getötet haben. Nicht auf das jüdische Volk zielt Jesus mit der Geschichte von den unverantwortlichen Pächtern, sondern auf eine selbstsichere, ihrer Sache zu gewisse Führungselite. Das Gleichnis will sie – und damit auch uns – irritieren in unserer Selbstzufriedenheit, in der wir uns nicht stören lassen wollen und die wir verteidigen – das Gleichnis sagt: im wahrsten Sinne bis aufs Blut.

Die blutige Spur, die das Gleichnis durchzieht und die es hinterlässt, schockiert, keine Frage. Der Schock ist heilsam, wenn wir erkennen: Die Pächter sind wir alle, die wir Verantwortung tragen für die Welt, die Gott uns anvertraut hat. Und der Schock ist heilsam, wenn wir erkennen: Gott legt unserer Satttheit und Selbstzufriedenheit Stolpersteine in den Weg. Der größte ist sein geliebter Sohn, so oft verworfen und doch von Gott selbst zum Eckstein erklärt. Mit ihm hat Gott die Spirale der Gewalt durchbrochen. Wenn da einer aussteigt aus der Blutspur, die unsere Welt durchzieht, von der Orestie bis zu den Schützengräben von Afghanistan und im Irak, wenn einer sich dem zum Himmel schreienden Unrecht dieser Welt verweigert, dann ist da plötzlich ein neuer Anfang. Und so ruft uns Jesus mit dem Gleichnis zur Buße, zur Vernunft und zum Mut für einen neuen Anfang. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.